Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 75. Bromberg, den 12. August 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(11. Fortsetzung.)

29.

Als Arran und der Detektiv hinunterkamen, war der Haufe bis zur Treppe gelangt. Einer der Knechte trug eine Holzfackel in der hocherhobenen Hand. Ihr Schein beleuchtete schwach die Gesichter der Männer. Ein Neuer war der Mittelpunkt der Gruppe, ein großer, breitschultriger Mann in ländlicher Kleidung, hochgeknöpfter Joppe, Schaftstiefeln und einer weichen Mütze, die ihm tief in der Stirn saß. Er hatte beide Hände in die Taschen der Joppe vergraben und trug ein Gewehr über der Schulter. Es war unmöglich, seine Gesichtszüge genauer zu unterscheiden. Um ihn herum standen Dr. Benediktson, der Förster, Gaarder und einige von seinen Leuten. Die Knechte, noch junge Leute, nahmen eine schweigende und furchtsame Haltung ein. Dr. Benediktson hielt den Gefangenen am Arm, der Förster kniete auf der Erde und löste das Halsband seines toten Hundes. Er murmelte halblaut Verwünschungen und drohte hin und wieder dem Mann mit dem Gewehr. In der flackernden Beleuchtung der Fackel wirkte die Szene tragisch und dramatisch.

Als Krag und Arran auf der Treppe erschienen, erhob der Förster sich und sagte:

„Das war ein sauberes Stück Arbeit. Endlich haben wir ihn. Denken Sie, er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, zu fliehen, sondern war unter eine dichte Tanne gekrochen. Ich selbst stieß mit dem Fuß gegen ihn. Da sprang er auf, und wir machten eine Treibjagd auf ihn, wie auf ein Wild."

„Haben Sie den Lärm gehört?" fragte Gaarder, der offenbar mehr an die Nachtruhe seiner Gäste als an die Begebenheit dachte.

Krag nahm dem Knecht die Fackel aus der Hand und ließ ihren roten Schein über die Züge des Mannes gleiten. Er mochte etwa 25 Jahre alt sein, vielleicht etwas jünger. Seine Züge waren sehr regelmäßig, wirkten aber nicht sympathisch. Er war dunkel, sein Haar schwarz wie bei einem Zigeuner. Sein Gesicht verriet keine Erregung und würde ganz ruhig gewirkt haben, wenn die Augen nicht gewesen wären. Er hatte jene kleinen stechenden Augen, die einfältigen oder verdächtigen Menschen eigen sind und diese Augen irrten vom einen zum andern mit jener bäuerischen Schlauheit, die vor dem Unerwarteten auf der Hut sein will.

„Wie heißen Sie?" fragte Krag.

Aus purer Angst antwortete der Mann nicht; der Förster aber sagte statt seiner:

„Ich kenne ihn, es ist Ove, der Sohn des Schmieds aus dem Dorfe."

Mittlerweile war Dr. Arran ganz dicht an Ove herangetreten und starrte ihm ins Gesicht. Es war, als ob der Blick des Verhafteten unter Dr. Arrans Augen noch unruhiger wurde.

„Das ist ja ein ganz harmloser Bauer", sagte er, „ich möchte wetten, daß das ganze ein Mißverständnis ist."

Gaarder hatte inzwischen in der Leutestube Licht angezündet. Er fürchtete, daß die Gäste geweckt werden könnten, es war in jeder Beziehung besser, das Verhör drinnen fortzusetzen.

Als sie in die Leutestube kamen, bemerkte Krag, daß Gaarder auffallend blaß war. Er war vollständig angezogen, der Lärm hatte ihn also nicht aus dem Bett getrieben. Er hatte Wasserstiefel an, es war, als ob er sich auf einen größeren Ausflug vorbereitet hatte oder eben davon zurückgekehrt sei. Sonst war Gaarder abends immer im Gesellschaftsanzug. Ohne es sich eigentlich klarzumachen, merkte Krag sich diesen Umstand.

Die Leutestube war ein großer hoher Raum mit drei elektrischen Lampen unter der Decke. Der lange Tisch, der sonst mit den Stühlen mitten im Zimmer stand, war zur Seite gerückt, weil abends ein Tanzvergnügen stattgefunden hatte. Darum setzten die Männer sich nicht, sondern blieben, wie draußen im Hof, in einem Haufen beisammen stehen. Dr. Benediktson hielt noch immer den Arm des Arrestanten fest. Als Ove ins Zimmer kam, nahm er seine Mütze ab und betrachtete die Anwesenden mit großem Interesse. Besondere Aufmerksamkeit schien er Dr. Arran zuzuwenden, der in seiner grünen Samtjoppe und den braunen Lederpantoffeln auffallend aussah. Arran nickte ihm freundlich und ermunternd zu, worüber der Mann sehr erstaunt zu sein schien. Sonst aber war er ebenso unzugänglich wie vorher, und da er auf Fragen gefaßt war, hielt er seinen Blick auf die Decke geheftet; wie es einfachen Leuten eigen zu sein pflegt. Er wirkte wie ein Rätsel.

„Warum nehmen Sie ihm das Gewehr nicht ab?" sagte der Förster erbittert, „hat er noch nicht genug damit angerichtet?"

„Ich habe kein Unglück angerichtet und das Gewehr hängt, wo es hängt", antwortete der Mann bedächtig.

„Woher kommen Sie?" fragte Krag.

„Vom Strande."

„Was wollten Sie im Walde um diese Zeit?"

„Ich wollte nach Hause. Ich wohne im Dorfe. Es war der nächste Weg."

„Warum haben Sie geschossen?"

„Ich habe nicht geschossen."

Sogar diese Ableugnung wurde mit echter bäurischer Vorsicht geäußert.

„Geben Sie das Gewehr her."

Es war eine Doppelbüchse.

„Es ist geladen", sagte Ove, als er Krag das Gewehr reichte.

Krag wog es in der Hand. Darauf winkte er Arran heran.

„Kennen Sie diesen Typ?" fragte er, „es ist ein ganz gewöhnliches Jagdgewehr, nicht wahr? Sehr verschieden von unseren englischen Riflegewehren." Arran nickte eifrig.

„Der Mann hat nicht geschossen", sagte er.

„Daß noch Patronen im Laufe sind, ist kein Beweis", schob Gaarder ein, „er hat ja Zeit genug gehabt, um von neuem zu laden."

Jetzt trat der Förster auch herzu.

„Ich habe die Schußwunde im Kopf des Hundes untersucht", sagte er, „es sieht fast so aus, als ob ein Revolverschuß den Hund getötet hat."

Dr. Benediktson, der den Mann noch immer am Arm hielt, erklärte:

„Ich habe den Mann untersucht, er hat keine anderen Waffen bei sich."

„Er kann den Revolver fortgeworfen haben", fiel Gaarder ein. „Bei Tagesanbruch werden wir ihn schon finden."

Der Detektiv konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Die Sache stimmt nicht", sagte er, „den Mörder haben wir gefunden, geschossen aber hat er nicht."

Obgleich die ganze Sache so unlösbar erschien, bekam Krag doch in dieser Nacht, bei der merkwürdigen Versammlung in der Leutestube, zum erstenmal eine Ahnung von dem richtigen Zusammenhang. Vielleicht weil hier plötzlich alle die Personen beisammen waren, die die verschiedenen Glieder der mystischen Ereignisse verkörperten, alle die verschiedenen Phänomene, die Krag zu seiner Verzweiflung nicht in Übereinstimmung bringen konnte. Hier waren diese Phänomene individualisiert, es war, als ob er Verhör über sie abhielte. Das Lokal selbst wirkte wie ein einfacher Gerichtssaal auf dem Lande: die kasernengelben Wände, die heruntergerollten Rouleaux, ein in die Ecke gerückter Rednerstuhl, weißgemalte Tische und Bänke, die durcheinandergeschoben waren, so daß die Teilnehmer in dem Drama sich setzen mußten, wo sie einen Platz fanden, aber gerade dadurch erhielt der Auftritt das Gepräge von etwas Unvorhergesehenem, das in Verbindung mit der Nacht und den seltsamen Umständen unheimlich wirkte. Krag selbst saß auf einem niedrigen Dreifuß mitten im Raum. Der Mann mit dem Gewehr, den man wohl den Angeklagten nennen konnte, stand stramm vor ihm. Er hatte offenbar den Eindruck bekommen, daß Krag derjenige sei, der das Ganze leitete, und darum richtete er seine Aufmerksamkeit auf ihn. Mit seiner stummen Erscheinung, dem wettergebräunten Gesicht, worin die kleinen Augen sich unruhig und ängstlich bewegten, verkörperte er die Mystik des Waldes, es war, als ob seine grobe Bekleidung den Duft von Holz und Waldboden atmete.

Rechts von ihm, auf einer der weißgemalten Bänke, saß Gaarder, ungeduldig mit dem Fuß auf und ab wippend. Er versuchte mit bleichem Gesicht zu lächeln, als ob er sich aus purem Zeitvertreib auf diesen Scherz einließe. In ihm sah Krag denjenigen, der die rätselhaften Ereignisse des Hotels verkörperte, sein blasses Gesicht und sein unruhiges Wesen sprachen von den unerklärlichen Begebenheiten der letzten Nächte: den Schreien in dem Korridor des großen Hotelkomplexes, dem rätselhaften Gespenst; seine überlegene Miene war nur eine Maske. Krag erinnerte sich seines Gesichtes von vorgestern, da war es von Angst und Erbitterung verheert gewesen. Dr. Benediktson stand mitten im Zimmer, dicht neben dem Mann mit dem Gewehr; seinen Arm hatte er jetzt losgelassen. Was bedeutete Dr. Benediktson? Auch seine Person war ein Glied in der Kette der Begebenheiten, man brauchte sich nur seines Kopfes im Liegestuhl vor dem südlichen Flügel zu erinnern. Mit ihm kam ein neues Mysterium in die Kette: die schwarzgekleidete Dame mit den niedergeschlagenen Augen, die sich wie Frau Sorge zwischen der sonst so bunten Gesellschaft des Hotels bewegte. Und schließlich Dr. Arran, der, wie er dort stand, mit seinen seltsamen, halb wahnsinnigen Augen den Schreck an diesem Orte verkörperte, den Schreck, der Frau Alexandra fast aus der Fassung gebracht, Gaarder unglücklich gemacht, den alten Obersten getötet und sich auf unerklärliche Weise in aller Gemüt festgesetzt hatte. Wer war Arran eigentlich? Indem Krag so dachte, hatte er einen Augenblick das Gefühl, daß hier alle versammelt seien: wenn er nur wüßte, welche geheimnisvollen Gedanken sich in den Köpfen all dieser Leute regten, so würde er auch, wie er meinte, sich über den Gang der Ereignisse klar sein. Er erkannte jetzt, daß der Mann dort, den man Ove nannte, gar nicht geschossen hatte. Insofern hatte eine Fortsetzung des Verhörs gar keinen Zweck, doch hoffte er, sich durch das Beisammensein dieser Menschen die Wahrheit erlauschen zu können. Darum fuhr er fort:

„Warum kamen Sie nicht, als gerufen wurde, warum versteckten Sie sich unter den Bäumen?“

Ove antwortete, indem er einen verstohlenen Blick auf den Förster warf:

„Man weiß nie, was einem in die Schuhe geschoben werden kann, 's ist klüger, man drückt sich.“

„Ich möchte bemerken“, schob der Förster unwillig ein, „daß dieser Mann bereits mehrfach wegen Wilddieberei bestraft ist.“

„Das ist schon lange her“, murmelte Ove.

„Was wollten Sie unten am See?“

„Meinen Bruder besuchen, der Fischer ist.“

Krag sah den Förster fragend an. Dieser nickte.

„Und es führt wirklich ein Richtweg durch den Wald zum Dorf?“

„Ja, der Weg über die Landstraße ist viel weiter.“

„Ist es ein verbotener Weg?“

„Bis jetzt noch nicht“, antwortete Ove trotzig.

„Wir können leicht feststellen, ob Sie die Wahrheit sagen, indem wir Ihren Bruder fragen, ob Sie ihn besucht haben. Wenn er nun nein sagt?“

„Dann lügt er“, sagte Ove.

„Warum hatten Sie eine Waffe bei sich?“

„Die Jagd auf Vögel war bislang noch frei.“

„Waren Sie in der Nähe des Hotels, als geschossen wurde?“ fragte Krag.

„Ja.“

„Hörten Sie die Schüsse?“

„Ich bin doch nicht taub.“

„Sie waren vielleicht ganz in der Nähe der Stelle, wo geschossen wurde?“

„Nach dem Schall zu urteilen, ja.“

„Erst ein Gewehrschuß, nicht wahr? Und dann ein Revolverschuß?“

„Das eine mag ein Revolverschuß gewesen sein.“

„Sahen Sie den Mann, der geschossen hat?“

Ove antwortete nicht gleich. Seine Augen wanderten unruhig hin und her, bis sie auf den Deckenbalken haften blieben.

„Ein Mensch kann im Dunkeln nicht sehen“, antwortete er dann.

„Wurde aber der Schütze nicht vom Mondschein beleuchtet?“

Ove seufzte tief und sagte:

„Ich weiß nichts vom Mondschein.“

„Lassen Sie die Ausflüchte, Mann!“ rief der Förster, erbost über seine Bauernschlauheit, „haben Sie den Schützen gesehen?“

Krag wehrte dem Förster ab und fragte statt dessen:

„Haben Sie den Wagen des Försters gesehen?“

„Ich sah ihn nicht, hörte ihn aber.“

„Können Sie ihn am Räderrollen erkennen?“

„Ja.“

„Es ist seine Art, zu lauern“, murmelte der Förster.

„Als aber der Wagen in die Landstraße einbog, da sahen Sie ihn doch?“

„Ja, da sah ich ihn.“

„Dann müssen Sie doch auch gesehen haben, wie der Schütze auf den Wagen zielte“, sagte Krag in einem bewunderungswürdig gleichgültigen Ton.

Ove ging geradewegs in die Falle.

„Er zielte ja gar nicht auf den Wagen, er zielte ja aufs Hotel“, sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Marianne.

Novelle von Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Der Frühling zog das Gebirge hinauf. Die Himmelschlüsselchen nickten in das tief grüne Gras, umsummt von Bienen, und der Bach quoll ungestüm durch die Wiesen. Noch lag der Schnee auf den Bergen, aber die Sonne strahlte heiß, und es rauschte und klang hernieder von klarem Wasser.

Eine Dame von etwa sechzig Jahren ging einen Wiesenweg. Ihr Haar war fast weiß, sie war schlank und von jugendlicher Gestalt, das Gesicht hell und die Augen tiefblau leuchtend.

Ein Herr, der ihr in den Jahren gleichen mochte, in Kniehosen, mit Rucksack und Bergstock, kam auf dem Weg, der den Pfad schnitt. Auch er ging noch jugendlich frisch. Er begrüßte die Dame höflich und fragte nach einem Steig, der ihn im Tal zwischen den Bergen hinaufführen sollte. Kaum hatte er die kurze Frage beendet, da stutzte er; ein Leuchten ging gleichzeitig den beiden über das Gesicht, sie streckten die Hände aus und begrüßten sich: „Du bist es Marianne“ rief der Herr aus, und über das Gesicht der Dame zog ein tiefes Rot; verlegen machte sie ihre Hand frei; da wurde auch der Herr verlegen und ließ seinen Arm am Körper herabsinken. Aber plötzlich lachte er lustig auf: „Es ist ja nicht mehr, wie vor vierzig Jahren“, sagte er, „nun treffen wir uns unerwartet wieder, wir haben uns viel zu erzählen.“

Die beiden gingen zum Dorf, wo im Gasthaus die Dame wohnte. Der Wiesenpfad war schmal, sie sagte: „Wir wollen den Leuten nicht das Gras zertreten“, und ging voraus; er folgte ihr dicht; nun teilten sie sich mit durch Fragen, Antworten und Erzählen. Dann saßen sie in der ländlichen Wirtsstube sich gegenüber und berichteten sich weiter aus ihrem Leben.

Der Dame glänzten Tränen im Auge und ihre Stimme zitterte leicht. Der Herr wurde befangen; er sprach mit dem beflissenen Wirt, um sich zu befreien.

Die beiden sprachen und dachten: „Wie ist das? Vor vierzig Jahren geschah etwas, das uns auf immer trennen mußte. Nun ist es wieder so, wie es war, ehe das geschah. Sind wir denn andere Menschen geworden, daß es so ist, wie es war, ehe das geschah, daß wir das Geschehene ganz ausgelöscht haben? Aber wir sind doch dieselben; es ist doch, als wären die vierzig Jahre nicht gewesen. Es wird ja gesagt von den Menschen, daß wir alte Leute sind. Aber ist es denn nicht so, als ob wir noch zwanzig Jahre alt wären?“

Vor vierzig Jahren hatten sich die beiden geliebt. Die Eltern hatten ihre Zustimmung nicht geben wollen, denn der junge Mann hatte einen Beruf, bei der eine bürgerlich wohl geordnete Familie nicht wohl absehen konnte, wann und wie er einmal Weib und Kind ernähren könnte. An einem Abend hatten sich die Liebenden am Gartenzaun getroffen und eine gemeinsame Flucht verabredet; durch die Latten des Zauns hatten sie sich geküßt und sich die Hand gereicht mit festem Versprechen, sich in der Frühe des andern Morgens am Bahnhof zu treffen. Aber als das Mädchen ins Haus zurückschlüpfte, da stand die Mutter vor ihr, nahm sie an die Hand und führte sie in die mondhelle Wohnstube, und sprach zu ihr. Sie sagte ihr, daß sie noch ein Kind sei und vom Leben nichts wisse, daß die Eltern doch ihr Bestes wollten, daß sie mit ihrem Geliebten ins Elend geraten werde, und dabei weinte sie und küßte das Mädchen. Die schlang ihre Arme um den Hals der Mutter, weinte leidenschaftlich, sagte, daß nichts sie von den Eltern trennen solle, küßte der Mutter Hand. Dann brachte die Mutter sie in ihr Bett; sie schlief ein, und durch die tiefe Erschütterung schlief sie so fest, daß sie erst ganz spät aufwachte, als der Zug schon seit Stunden abgefahren war, zu dem sie die Flucht verabredet. Ihr Geliebter aber hatte sie indessen erwartet, und als sie nicht kam, war er mit einem trotzigen Fluch in sein Abteil gestiegen. Seine Eltern zogen aus dem Ort weg, er war nie wieder in die Nähe der Geliebten gekommen.

Nun saßen die beiden nach vierzig Jahren als alte Leute wieder an einem Tisch. Eine eigene Scheu hielt sie ab, von jenem Plan der Flucht zu sprechen, sie sprachen, als seien sie immer nur die befreundeten Nachbarskinder gewesen, sie riefen sich Kinderspiele und Kinderpläne in die Erinnerung zurück und vermieden einen weiten Umkreis um die Erlebnisse ihrer jugendlichen Liebe, das Geständnis und den ersten Kuß, das heimliche Sehnen und Erwarten und die Blumen. Jeder dachte bei sich, daß der Plan und die Liebe damals kindisch gewesen waren, und doch scheute sich jeder davon zu sprechen.

Etwa ein Jahr nach jenem Fluchtplan war es geschehen, daß ein junger Mann oft in das Haus der Eltern Mariannes kam. Er sah sie viel und prüfend an und sie wurde verlegen, wenn er mit ihr sprach. Einmal war sie mit ihm allein, da sagte er ihr, daß er nun eine Anstellung habe, und daß alles gut werden solle, drückte ihre Hand und küßte sie plötzlich. Sie erschrak, entzog ihm ihre Hand, und die Tränen kamen ihr in die Augen; da nahm er ihren Arm und führte sie in das Nebenzimmer zu den Eltern. Die Mutter stand auf und küßte sie auf die Stirn, der Vater schüttelte dem jungen Herrn die Hand, und später wurde ihr klar, daß sie nun verlobt war.

Dann hatte sie geheiratet, dann waren die Kinder gekommen, vier Kinder, da hatte sie immer viel zu tun gehabt und war nicht viel zum Nachdenken gekommen; ihr Mann war schnell hochgestiegen, sie mußte auch Gesellschaften geben, nun waren die Kinder alle längst jeder im eigenen Haus, sie hatten selber Kinder, ihr Mann war gestorben, und sie war nun allein, ohne Eltern. Da konnte sie öfters reisen. Aber wenn sie an alles das dachte, als sie dem Jugendgeliebten gegenüber saß, dann wurde sie verlegen.

Der Mann strich sich den weißen Bart. „Ich habe meine Frau zu Hause gelassen“, sagte er einmal; aber mehr sprach er nicht von seinen Verhältnissen.

Die Uhr in der Wirtsstube schlug. „Ich bleibe hier zur Nacht und gehe morgen in der Frühe weiter“, sagte er. Er fragte: „Das Essen ist wohl ganz anständig hier?“ und dann bestellte er sich ein Abendbrot.

Es war nicht viel gewesen, was sie miteinander besprochen hatten. Zuerst war es so, als sei da in der Jugend eine unendliche Fülle von Erlebnissen, aber als sie diese sich dann bestimmter ins Gedächtnis zurückrufen wollten, da war nur sehr wenig vorhanden. Nun trat eine kleine Pause ein, und Marianne dachte verlegen, wie sie am besten sich empfehlen und auf ihr Zimmer gehen könne. Verlegen, um etwas zu sprechen, sagte sie plötzlich: „Und du bist auch verheiratet?“ „Freilich“ erwiderte er, „sechs Kinder, die machen einem zu schaffen“. Sie wurde durch seinen Ton leicht verletzt, und so erhob sie sich plötzlich, reichte ihm die Hand und sagte etwas Herkömmliches: Sie habe sich gefreut, sie werde ihn wohl am Morgen nicht mehr sehen, sie wünsche ihm viel Glück für seine Reise. Er war aufgestanden, hatte ihre Hand gefaßt und sich verbeugt, und hatte frisch und unbefangen in herkömmlicher Weise erwidert.

Als Marianne am anderen Morgen in das Wirtszimmer kam, fand sie vor ihrem Platz einen Blumenstrauß mit der Karte des Jugendgeliebten; auf der Karte standen ein paar flüchtige Abschiedsworte.

Sie beugte das Gesicht in den Strauß; es saßen noch Menschen an der Tafel; sie aß das Frühstück, dann stand sie auf; sie nahm den Strauß in dem Glas und ging auf ihr Zimmer. Nun saß sie und dachte, wo er jetzt wandern werde; sie verfolgte seinen Weg auf der Karte des Führers; da war eine gefährliche Stelle, ein schmaler Pfad an einer Wand, vielleicht war er jetzt glatt durch das Wasser, das von oben kam; sie hatte ihn gebeten, er solle vorsichtig sein, und er hatte gelacht.

Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen, von seiner Stimme: „Marianne“. Klagend, sehnsüchtig, liebevoll klang die Stimme. Sie faßte sich an das Herz und lief zur Tür: „Er ist abgestürzt!“ rief sie; als sie die Klinke ergreifen wollte, sank sie ohnmächtig um.

Die Modefrisur.

Schauplatz: ein Friseursalon. Eine Dame mit langen blonden Haaren vertraut sich den Händen des Verschönerungskünstlers an: „Aber nicht wahr, Sie frisieren mich so, daß man meine langen Haare nicht bemerkt. Es muß genau so aussehen, als ob sie abgeschnitten wären. Einen Bubenkopf will ich haben.“

„Gewiß,“ sagt der Friseur, „nehmen die Gnädige nur Platz. Ich verstehe vollkommen, was die Dame wünscht; die neue Modefrisur. Lange Haare so frisiert, daß sie wie kurze wirken.“

Er jongliert mit den Brenneisen, verschlingt kiloweise Haarnadeln, dreht, wickelt — und siehe da, er hat nicht zuviel versprochen. Jedermann könnte beschwören, daß die blonde Dame kurzgeschnittene Haare hat. Die Frisur ist täuschend ähnlich gemacht. Die Dame betrachtet sich und ist begeistert. Sie kontrolliert mittels eines zweiten Spiegels auch die Kehrseite des Meisterwerkes und ist berückt. Ihre Augen sagen: „Sie sind ein Künstler. Man müßte Ihnen ein Denkmal setzen!“ Weil Ehre und Ruhm allein aber den Menschen nicht fett machen können, drückt sie ihm noch ein Trinkgeld in die Hand und geht fort.

Eine zweite Dame nimmt ihren Platz ein. Sie hat schwarze, kurzgeschnittene Haare, die jetzt, da sie noch nicht onduliert und hergerichtet sind, glatt ins Gesicht hängen und stark an die Kopftracht der slowakischen Rastelbinder erinnern. Auch sie hat ihre speziellen Wünsche: „Sie müssen mich so frisieren, daß man meine kurzen Haare nicht bemerkt. Kein Mensch darf sie ahnen. Es muß so aussehen, als ob sie nicht abgeschnitten, sondern lang wären.“

„Selbstverständlich!“ meinte der Friseur, der ja für seine Geduld bezahlt wird. „Die Gnädigste meint die neue Modefrisur. Kurze Haare müssen so frisiert werden, daß es aussieht, als ob sie nicht abgeschnitten wären.“ Abermals jongliert er mit den Brenneisen, verschlingt Haarnadeln, dreht, wickelt — und auch dieses Meisterwerk ist gelungen. Die schwarze Dame hat lange Haare. Kein Mensch kann es bezweifeln.

Ich aber sitze daneben und wälze im Herzen die schwerwiegende Schicksalsfrage: „Was soll ich tun? Welche der beiden Modefrisuren soll ich wählen? Soll ich meine langen Haare abschneiden und sie so frisieren lassen, daß sie wie lange aussehen oder soll ich sie behalten und so behandeln lassen, daß sie jeder für abgeschnitten hält? Warum will die blonde Dame mit langen Haaren kurze vortäuschen und warum die schwarze mit den kurzen lange?

Und jäh, plötzlich, wie die meisten großen Erleuchtungen kommt mir die Erkenntnis: „Warum sind wir Frauen eigentlich so schrecklich unglücklich? Nur weil uns das böse Schicksal den ewigen Wunsch nach Dingen, die wir nicht haben, ins Herz versenkt hat! Wenn wir kurze Haare haben, sehnen wir uns nach langen, haben wir lange, so schwärmen wir für kurze. Es liegt viel Psychologie in der Mode. — So bleiben wir ewig Rätsel und ewig unglücklich, wir armen Frauen, die wir gerade immer so aussehen wollen, wie wir in Wahrheit nicht sind und uns immer nur nach den Dingen sehnen müssen, die wir nicht haben.

Hella Hofmann.

Bunte Chronik

* **Wie Chopins „Trauermarsch“ entstand.** Chopins „Trauermarsch“ ist weit gekannt und berühmt. Weniger aber die Art seiner Entstehung. Der Maler Felix Ziem berichtet darüber in seiner Lebensbeschreibung, wie er eines Tages in seiner nur dürftig ausgestatteten Wohnung in Nizza ein kleines Gastmahl gab, zu dem auch seine Künstlerfreunde Rossini, Balzac, Musset, Delacroix, die Sand und Chopin geladen waren. Man war in fröhlichster Stimmung. Gegen Mitternacht, als die Kerzen schon halb heruntergebrannt waren, machte einer der Gäste den Vorschlag, einen Walzer zu spielen. In der einen Ecke des Zimmers befand sich ein Piano, daneben ein Knochengerippe. Als sich der Gastgeber an das Klavier setzen wollte, stieß er gegen das

Skelett. Lachend nahm er es und spielte mit den Fingern des Knochenmannes auf den Tasten den Anfang eines Tanzes. Da erhob sich Chopin leise vom Stuhle, schob Ziem zur Seite, setzte sich ans Piano und begann zu spielen. Schwermütige Akkorde, leidenschaftliche Töne klangen durch den Raum. Man hörte keinen anderen Laut. Alle Anwesenden waren tief ergriffen. Die Kerzen waren niedergebrannt und der anbrechende Morgen stahl sich schon ins Zimmer, als die Gesellschaft schweigend auseinanderging. In jener Nacht hatte Chopin seinen berühmten Trauermarsch komponiert.

*

*** Wunder des Gedächtnisses.** Ein italienischer Professor erregte kürzlich dadurch Aufsehen, daß er in einer einzigen Sitzung von 20 Stunden die ganze „Göttliche Komödie" Dantes aus dem Gedächtnis hersagte; er begann um 6 Uhr abends und war mit der Riesenleistung um 2 Uhr am Nachmittag des folgenden Tages zu Ende. So erstaunlich diese Gedächtnisprobe ist, so steht sie doch nicht einzig da. Ein bekannter Pianist spielte einmal 400 Stücke aus dem Gedächtnis hintereinander, und er wurde noch übertroffen durch die Leistungen eines anderen Klavierspielers, der 1500 verschiedene Kompositionen 40 Stunden hintereinander vortrug, ohne eine Note vor sich zu haben. Ein Beamter im Norden Englands sang kürzlich, wie in einem Londoner Blatt erzählt wird, bei der Feier seines Geburtstages auswendig 72 Lieder, für jedes Jahr seines Lebens eins, und wenige Tage später übertraf er sich noch, indem er in 7 Stunden 100 Lieder, jedes mit vielen Strophen aus dem Gedächtnis vortrug. Es gibt Schauspieler, die ein geradezu wunderbares Gedächtnis haben. Dazu gehört die englische Schauspielerin Lillah Mocarthy, die schon in ihrer Jugend im Auswendiglernen Erstaunliches vollbrachte. Ihr Vater versprach ihr einmal 20 Pfund, wenn sie das 2. Buch von Miltons „Verlorenem Paradies" hersagen würde. Als sie dies geleistet hatte, versprach er ihr 10 Pfund für das Auswendiglernen von „Romeo und Julie". Als sie auch diese Aufgabe spielend erledigte, versprach er ihr 5 Pfund für das Hersagen des „Macbeth". Dann aber war es ihm zuviel, und er sagte: „Für das Auswendiglernen des nächsten Dramas zahle ich bloß noch 50 Schillinge."

*

*** Die wilde Jagd nach den Diamanten.** Einer der wildesten Stürme auf ein neu entdecktes Diamantfeld, die bisher in der Geschichte von Südafrika vorgekommen sind, vollzog sich dieser Tage zu Zeekoefontein an den Ufern des Vaalflusses. Ein Gutsbesitzer in jener Gegend, Tromp, hatte vor einigen Wochen Diamanten auf seinem Besitztum entdeckt und er verkaufte nun die einzelnen Parzellen mit einem Verdienst von durchschnittlich 3000 Pfund die Woche. Das anstoßende Land, auf dem man ebenfalls Diamanten vermuten durfte, wurde nun, da es ohne bestimmten Besitzer war, von der Regierung für die Ausbeutung freigegeben, und 300 Männer, darunter elegant gekleidete Herren, Studenten, arme Goldwäscher und wunderlich ausstaffierte Abenteurer hatten sich eingefunden, um sich sofort einen guten Anteil zu sichern. Sie bildeten eine lange, vor Erwartung zitternde Reihe zwischen zwei Fahnen, die auf einer Entfernung von etwa eineinhalb Kilometer die Grenze des neuen Diamantfeldes bezeichneten. Alle waren mit Hämmern und Schaufeln bewaffnet. Um 11 Uhr wurde der Erlaß der Regierung verlesen, der die wilde Jagd nach dem Glück gestattete. Ein Schuß wurde abgefeuert, die Fahnen sanken herab, und ein wildes Rennen setzte sofort ein. Jungens mit Sportanzügen wetteiferten mit elegant gekleideten Herren, zuerst an der Stelle zu sein, während die zuschauenden Kaffern das Rennen mit wilden Jubelrufen begleiteten. Die Männer fluchten und schimpften, wenn sie gegeneinander stießen oder sich die Beinkleider an den dichten Dornenbüschen zerrissen. Die flüchtigsten richteten sich sofort auf dem von ihnen in Besitz genommenen Stück häuslich ein, und die berittene Polizei schlichtete die Streitigkeiten. Nach wenigen Stunden war ein eifrig tätiges Diamantgräberfeld entstanden. Die größten Diamanten, die Tromp auf seinem Grundstück fand, wogen 84 Karat.

*

*** Der Bubikopf als Hilfe gegen Seenot.** Es ist schon viel Tinte für und wider die kurzen Haare vergossen worden. In dem leidenschaftlichen Kampf gegen den Bubikopf scheint jetzt aber ein entscheidender Wendepunkt eintreten zu wollen; denn der Bubikopf scheint plötzlich zu hohen Aufgaben berufen. Jedermann kennt die hygrometrischen Eigenschaften des Haares und weiß, wie sehr sie auf Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft reagieren. Amerika, das sich nicht nur die modernen Entdeckungen zu eigen macht, weiß auch sehr wohl die praktische Verwendbarkeit längst bekannter Tatsachen auszunutzen. Der Leuchtturmdienst der Vereinigten Staaten hat vor kurzem einen Apparat aus Haaren eingeführt, der dazu bestimmt ist, selbsttätig die Gefahren, die der Nebel auf dem Meer mit sich bringt, auszuschalten. Dieser Apparat besteht aus einem Seil, das aus Haaren geflochten und an zwei Trägern befestigt, einen Ring hält. Sobald die Luft sich mit Wasserdampf füllt, ziehen sich die Haare auseinander; der Ring senkt sich und setzt durch einen elektrischen Kontakt ein Alarmsignal in Gang. Sobald der Nebel sich verteilt, ziehen sich die Haare zusammen, der Ring hebt sich, und der Alarm hört auf. Man kann hoffen, daß die jungen Damen, die der Mode ihr Opfer bringen, daraus Nutzen zu ziehen verstehen und den Leuchttürmen ihre langen Haare zur Verfügung stellen werden, ähnlich wie ihre Vorgängerinnen im klassischen Altertum, die ihr Haar den Bogenschützen anboten, die daraus die Sehnen spannten.

*

*** Der Kampf mit dem Drachen.** Der schöne, schneeweiße, gestärkte Kragen, der die Soutane kontrastierend abschloß, sollte Liszt, dem weltbekannten Klavierkünstler, der auch die niederen kirchlichen Weihen empfangen hatte, einmal beinahe zum Verhängnis werden. Er spielte in einem Hofkonzert vor dem Zaren Nikolaus und dessen Familie. Aber mitten im Stück greift er nach dem Hals und versucht, den herausstrebenden Kragen hinabzudrücken, dann fährt er mit dem Zeigefinger rundherum, hilft mit der anderen Hand nach, und kann unterdessen bloß mit der Linken oder der Rechten spielen. Der Zar sieht höchst amüsiert zu. Liszt quält sich weiter, endlich gibt er's auf und führt das Stück mit herausstehendem weißen Kragen zu Ende. Danach geht der Zar auf ihn zu, schüttelt ihm die Hände und gratuliert ihm: „Verzeihen Sie, lieber Liszt, wenn ich lachte; aber ich mußte unwillkürlich an Schiller denken." — „Wie, an Schiller, Majestät?" — „Nun, Sie kennen doch den Kampf mit dem Drachen! Und der fiel mir ein, als ich Sie im Kampf mit dem Kragen sah. Außerdem hat Schiller die Geschichte bereits vorgeahnt, denn es heißt dort: „Und Liszt muß mit der Stärke streiten!..." (Aus „Die Spieldose", Musiker-Anekdoten, gesammelt und erzählt von Ernst Decsey, Verlag E. P. Tal, Leipzig.)

*

*** „Der Brahms unter den Weinen".** Ein Frankfurter Kaufmann, der die Musik sehr liebte, aber weder auf diesem Gebiet noch auf dem des Weines ein besonderer „Kenner" war, hatte eines Tages den Komponisten Johannes Brahms zu Gast geladen. Bei Tisch ließ er natürlich die teuerste Sorte Weins aus seinem Keller reichen, und um den berühmten Tonsetzer zu ehren, sagte er, mit ihm anstoßend: „Dieses Glas trinke ich mit Stolz. Es ist der Brahms unter meinen Weinen." — Brahms verbeugte sich, trank, und meinte lächelnd: „Sehr viel Ehre, — aber wollen Sie nicht lieber den Beethoven kommen lassen?"

*** Kindermord der Störche.** Es steht fest, daß gelegentlich junge Störche, besonders in der zweiten oder dritten Lebenswoche, von ihren eigenen Eltern durch Schnabelhiebe oder Hinauswerfen aus dem Neste getötet werden. Wenn diese Tatsache von mancher Seite bezweifelt wird, so haben doch gerade in den letzten Jahren einige Beobachtungen, vor allem in Ungarn, aber auch in Deutschland, ihre Richtigkeit erwiesen. Besonders in trockenen Jahren, wenn Nahrungsmangel eintritt, werden sogar mehrere Junge desselben Storchpaares getötet. In nahrungsreichen Jahren unterbleibt indessen dieser uns grausam erscheinende Kindermord. Wie es scheint, wird stets das schwächste Störchlein getötet, welches infolge des Nahrungsmangels ja ohnehin dem Tode verfallen ist. Es ist noch nicht völlig geklärt, durch welche Motive die Störche veranlaßt werden, in schlechten Jahren ihre Jungen zu töten und gerade die Schwächsten ins Jenseits zu befördern. Vielleicht fallen ihnen die Schwächlinge irgendwie auf und reizen sie zu dem Mord auf.

*

*** Eine Nordlicht-Anekdote.** Nachdem die Entstehung des Nordlichts jetzt geklärt zu sein scheint, ist es amüsant, an eine vor hundert Jahren darüber umlaufende Anekdote zu erinnern. Goethe hat sie damals in einem Schreiben an Zelter festgehalten. Ein junger Naturforscher wurde im Examen von Professor Link gefragt, wie das Nordlicht entstände. Der sonst wohlbewanderte Kandidat schwieg erst verlegen und sagte dann: „Ich habe es gewußt, es ist mir aber entfallen und ich muß mich erst darauf besinnen." „Tun Sie das ja!" rief Professor Link, „mir ist sehr viel daran gelegen. Ich und die ganze Akademie wissen es nämlich nicht!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.